

(Nachdruck verboten.)

Hanna.

1) Roman von Peter Egge.
Autorisierte Uebersetzung aus dem Norwegischen
von Adele Neustädter.

Einleitung.

Johannes Holtze war der Sohn eines Landkrämers im nördlichen Hochgebirge, eines Bauern, der sich durch Umsicht ein Vermögen erworben hatte. Seine Mutter starb, als er drei Jahre alt war. Sie war eine schöne und zarte Erscheinung gewesen, mit bleichem Gesicht und bleichen Händen. Sie stammte nicht von Bauern und hatte in der kurzen Ehe nicht viel Fühlung mit dem Manne gehabt, der fünfzehn Jahre älter war.

Der Knabe wuchs im Hause auf, das etwas von dem Kramladen entfernt lag. Beide waren weit ab von den Höfen des Ortes, und deshalb sah der Kleine nur in langen Zwischenräumen gleichaltrige Gespielen.

Ein altes Mädchen führte den Haushalt. Sie war sein einziger Umgang, während der Vater den ganzen Tag im Laden stand und die Waren abwog. Der Knabe trieb sich umher, so viel er wollte. Oft kniete er beim Fenster und sah die Landstraße hinab über den Fjord hin. Was er sah, und womit sich seine Gedanken beschäftigten, teilte er niemanden mit; denn die Wirtschafterin war schwerhörig und auf die Länge fiel es dem Knaben zu beschwerlich, zu fragen.

Der Vater setzte sich an seine Geschäftsbücher, sobald er zwischen neun und zehn Uhr abends nach Hause kam. Der Knabe erhielt Erlaubnis, bei ihm zu bleiben, wenn er nur ruhig auf dem Stuhle sitzen wollte. Er sah auf das graue und gottige Haar des Vaters und auf die plumpe Messingbrille über der geräumten Nase. Die Feder kratzte vorsichtig auf dem Papier. Nachts der Knabe Lärm, so sah ihn der Vater über die Brille an und brummte:

„Na — nu?“

Und der Knabe wurde ruhig.

Gab ihm der Vater einmal ein hartes Wort, so weinte der Knabe still vor sich hin, schluchzte nicht, sondern wandte sich auf dem Stuhle halb ab, um das Gesicht zu verbergen. Bemerkte der Vater dies, so sagte er gern:

„Johannes, wie viel hast Du in der Sparkasse?“

„Sechszwanzig und einen halben Thaler.“

„Und in der Büchse?“

„Siebenundsechzig Schilling.“

„Hier hast Du zwölf dazu.“

Der Knabe nahm das Geld, dankte fast unhörbar ohne aufzusehen und steckte es in die Tasche; denn jetzt, wenn der Vater schrie, durfte er nicht mit der Büchse klirren.

Mit zehn Jahren wurde der Junge auf die Lateinschule in die Stadt geschickt. In der ersten Zeit war er auch hier ganz allein. Der große, schone, schweigsame Bauernknabe paßte nicht gut zu seinen kleinen, lebhaften, neckischen Klassenkameraden, und sie trieben Possen mit ihm. Aber er schwieg, klagte nicht, verbarg sich, wenn die Thränen fließen wollten.

Er wohnte bei zwei alten Schwestern, die von einer knappen Pension lebten, die durch Johannes' Kostgeld ergänzt wurde. Er war nur bei den Mahlzeiten und wenn er ihnen in seinen Stadtkleidern zur Kirche folgte, mit ihnen zusammen.

Am Nachmittage saß er und lernte Lektionen, und er lernte sie gut; in den ersten Jahren, weil er meinte, es sei eine Schande, sie nicht zu können; später, weil er verstand, daß er nicht Student würde, falls er sie vernachlässigte; denn er wollte Student werden — wollte gerade so gut, gerade so fein wie die Kameraden werden.

Wenn er frei war, saß er am Fenster und sah hinaus. Unter ihm lag der Promenadenweg der Stadt. Seine Augen folgten den Kameraden, während sie mit den Freundinnen vorbeizogen. Wenn er in der Welt vorwärts kommen, die Kameraden erreichen wollte, so war es zumeist um der Mädchen willen. Es quälte ihn, daß er nicht gewandt genug war, dort anwesend sein zu können, wo die Mädchen hinkamen, wo getanzt und gespielt wurde.

In den Weihnachts- und Sommerferien war er zu Hause. Vater und Sohn fuhren immer von der Eisenbahnstation heimwärts, wenn er auf Besuch kam.

„Wie geht es Dir dort in der Stadt?“

„Ach, ganz gut.“

Eine Weile war es still.

„Hast Du genug Geld?“

„Ja.“

Dann schwiegen sie wieder.

„Bist Du sicher Student, wenn Du zwanzig Jahre alt bist?“

„Ja . . . so gut wie sicher.“

Und nun wußten sie auf dem ganzen Wege einander nichts mehr zu sagen.

Nach einem Jahre befand sich der Knabe in der Stadt ebenso wohl wie zu Hause. Er fühlte keine Sehnsucht, wenn er vom Vater Briefe erhielt. Darin stand immer, daß er vorsichtig sein und nicht so angestrengt lernen sollte, daß er krank würde. Er müsse auch mit dem Gelde vorsichtig umgehen; er könne gewiß nicht viel verdienen, wenn er Beamter würde, obwohl die Bauern und der einfache Mann glaubten, daß die Beamten Geld wie Heu verbienen.

Er lernte und träumte sich durch die Jahre bis zur Konfirmation hindurch und noch länger. Er freute sich, daß er reich war und einmal noch reicher werden sollte. Das Geld war ihm ein Trost, wenn ein Schüler oder ein Lehrer ihn zeigte, daß er nur ein Bauer war. Einmal würde er wohl erwachsen und selbständig sein. Einmal erhielt er wohl ein Amt und sein Geld! . . .

Aber weit in der Ferne sah er eine Frau. Die Anrisse waren noch verschwommen, aber sie war da. Alle Herzenswärme, alle zärtlichen Gedanken häufte er auf diese Frau, die schöner und klüger sein sollte und — noch feiner als die Mädchen, die die Kameraden hatten. Sie sollte auch all sein Geld besitzen. . . .

Und immer war er allein. Die Einsamkeit war seine Zwillingsschwester.

In der zweiten Gymnasialklasse erhielt er einen Freund. Er war der Sohn des neuen Pfarrers in seinem Heimatorte, Alfred Hjelm. Sie wohnten zusammen, denn ihre Väter hielten dies für billiger. Der junge Hjelm war ein Liberaler und hielt eine liberale Zeitung. Außerdem sprach er über Bücher und Musik mit Johannes und im übrigen mit allen Kameraden, die ihn anhören wollten. Das Buch, das er las, und die Musik, die er hörte, begeisterte oder ärgerte ihn, und er wußte immer genau Bescheid, welcher Abschnitt in einem Buche oder Musikstücke ihn angesprochen oder mißfallen hatte.

Johannes hörte zu, wenn er sprach, aber erhob nie Widerspruch. Er ließ sich von dem Freunde leiten, der ihn zum Langtarsus mitgeschleppte und zum Backfischhofieren — auf der Straße. Ueberall führte Hjelm an, sprach für ihn und war begeistert oder ärgerlich. Johannes bewies ihm seine Dankbarkeit und sein gutes Herz dadurch, daß er ihm kleine Beträge ließ, die nicht immer zurückbezahlt wurden.

Johannes wurde Student, als er zwanzig Jahre alt war, gleichzeitig mit Alfred Hjelm, der etwas jünger war.

In Christiania wohnten sie zusammen. Auch hier spielte Hjelm die erste Rolle. Er war immer vorne an, während Johannes mit Nachgiebigkeit, fast Gemächlichkeit ihm folgte.

Hjelm, der mit einigen „guten“ Familien der Stadt verwandt war, führte ihn bald dort ein. Sie schwirren in den zwei ersten Wintern in Gesellschaften, auf Ballen und Vereinsabenden herum. Johannes lebte so hastig, daß er nicht, wie in früheren Tagen, Zeit zum Grübeln fand. Er fühlte sich von dem Leben, das er führte, keineswegs befriedigt. Und verspürte er zuweilen Gewissensbisse, weil er nicht arbeitete, so wurden sie ihm ein Sporn, sich noch mehr zu amüsieren. Was ihm besonders zum Aushalten trieb, war das Bewußtsein, daß er nicht mehr weit vom Ziele war. Er hatte Glück. Zuvörderst, weil Hjelm sein Freund war und dann, weil er, woraus Hjelm kein Geheim machte, so sehr vermögend und begabt war.

Johannes hielt nie Reden, weder in Gesellschaften, noch in Studenterverbindungen. Aber man mußte ihn unwillkürlich beachten, weil er stets neben Hjelm saß, der sich als Redner

in der Studentenwelt bald einen Namen machte. Man sagte sogar, daß vieles von Johannes kam, womit Hjelm beim Auftreten prunkte. Außerdem war das Neuzere von Holtze nicht ganz durchschnittlich. Der große, starke, junge Mann war selten schön. Wenn er im Zwiegespräch oder in einem kleinen Kreise durch das, was er sagte oder hörte, erregt wurde, überzog sich sein Gesicht mit zarter Röte, und die braunen, treuen Augen erhielten eine eigentümliche Wärme. Und es gab welche, die später nicht vergessen konnten, wie schön er war.

Beide studierten Jus. Die Theologie, an die sie in den Schultagen gedacht hatten, gaben sie auf, ehe sie Studenten wurden.

In dem dritten Universitätsjahre war Hjelm zu Hause als Lehrer seiner jüngeren Geschwister, deren er eine Menge besaß. Und in dem vierten Jahre studierte er privatim, während er im Bureau eines Rechtsanwalts in einer kleinen Stadt arbeitete.

Johannes lebte allein, ohne einen Freund und ging nicht in Gesellschaften. Er studierte viel, aber kein Jus. Von den vielen Schriftstellern liebte er besonders Sören Kierkegaard und Heine. Ihn befiel eine stille, grübelnde Traurigkeit wie in den Schultagen. Vielleicht kam das durch seine Einsamkeit, vielleicht durch sein Studieren oder vielleicht durch beides.

Wenn er Tage und Wochen hindurch studiert hatte, konnte er eines Abends das Buch fortwerfen, sich in irgend einem Winkel umhertreiben, und konnte stehen und nach den Frauen blicken, die vorübergingen. Er sah sie scharf und nervös an und lauschte auf Worte, die geflüstert oder hervorgelacht wurden, und auf das Rauschen der Röcke, wenn sie ihn streiften. So trieb er in den Strom hinein. Leuchteten ihm zwei glänzende Augen oder ein froher Mund durch den Schleier vor, so ging er so nahe heran, daß er sie fast berührte, oder folgte der Frau, dem Mädchen ein Stück Weges, bis sie durch eine Pforte oder in einer Hausthür verschwand.

Dann stellte er sich wieder in den Winkel und stand wie zuvor, Stunde auf Stunde. Der Strom wurde dünner und dünner. Die Läden wurden geschlossen. Bald ging niemand mehr spazieren; nur Leute kamen von der Arbeit oder gingen in Theater und Konzerte. Er trieb sich auf der Straße umher, trat in ein Café, wo er eine Weile bei einer Zeitung saß, ohne gefesselt zu werden. Er wurde müde und nervös. Er sah nach den Tischen hin, wo die Jugend saß und schwatzte.

Sie waren gewiß glücklich, sie konnten kaum wie er sein . . . sie konnten sich nicht über sich selbst ärgern, über die Frauen, über die Kameraden, über die Geselligkeit, über das ganze Leben. . . . War es denn im Grunde nicht ebenso naiv als lächerlich, so zu sein? Er hatte doch nicht mehr Veranlassung, zu klagen, als die andern?

Dann schlenderte er wieder hinaus. Karl Johann lag still. Er machte kehrt und ging schnell nach Hause. Er warf sich auf das Sofa, er wälzte sich hin und her, unruhig und erbittert. In Gedanken erblickte er die Frauen, die er in der guten Gesellschaft kennen gelernt hatte. Eine nach der anderen zog er herbei und sah sie an.

Nein, er gehörte nicht in die feine Welt. Er war Bauer, wenn er auch als eine Rarität unter den feinen Damen Glück hatte. Er gehörte zu den Bauern, ob er wollte oder nicht. Er mochte sich noch so sehr bemühen, von ihnen loszukommen, es half nichts.

Der dreißigjährige Student war erbittert, daß er mit allen zerfallen war, daß er auf alle Menschen herabsah. Am ärgerlichsten war er auf seinen Freund Hjelm. War dieser Vursche nicht unausstehlich von sich eingenommen! Er litt freilich nicht besonders darunter; aber er fühlte sich doch dadurch veranlaßt, Reden zu halten.

An einem Wintertage promenierte er auf dem Drammenwege und begegnete einer Assessorochter, die er mehrere Male in Gesellschaft getroffen hatte. Sie gingen zusammen und sprachen eine Weile über die Välle, auf denen sie mit einander getanzt hatten. Und sie begegneten einander nicht zum letztenmale. Er liebte es, mit ihr herumzugehen, weil sie seinen Frauenhaß gleichsam milderte, und weil sie ehrlich und schön und ihre Kleidung stilvoll war.

Groß, etwas mager, feines Gesicht und klare, etwas kalte graue Augen hinter einem Goldzylinder.

So sah er sie.

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

Der Freiherr v. Jedlitz-Neukirch beabsichtigt, wie man sagt, gegen den „Vorwärts“ eine Civillage wegen Geschäftsschädigung anzustrengen. Der Präsident der Seehandlung bemißt den durch die Veröffentlichung seiner Honorarrechnungen ihm zugefügten Nachteil auf 50 000 M. jährlich. Der Fall beweist nebenbei, wie kein zweiter, die absolute Notwendigkeit der Zuchtansvorlage. Wenn hätten wir dieses Gesetz bereits, so würde die socialdemokratisch-terroristische Verhinderung der Jedlitzschen Arbeitswilligkeit durch das Centralorgan des Umsturzes eine schwere Ahndung haben erfahren können, während jetzt nur der unsichere Ausweg civilrechtlicher Ansprüche gangbar ist.

Das unkoegiale Vorgehen des „Vorwärts“ war um so nichtswürdiger, als Herr v. Jedlitz gerade noch eine Anzahl von reissenden Entresilets vorrätig hatte, deren Verwertung nun ausgeschlossen war. Es schien uns eine Ehrenpflicht, die Sünde des „Vorwärts“ dadurch ein wenig herabzumindern, daß wir die fertiggestellten Entresilets zu halbem Ladenpreise erwarben, und es ist für uns ein schöner Akt kollegialer Hilfeleistung, die an der „post“alischen Veröffentlichung gewaltsam gehemmten Auslassungen der Entresilets mit Hindernissen an dieser Stelle zu servieren:

Die Demunziantenhorde.

Seit einigen Tagen deuten gewisse verkommene liberale Blätter mit schmutzigem Behagen an, daß der hochverehrte Führer der freikonservativen Partei, Freiherr v. Jedlitz-Neukirch in unserem Blatte Artikel gegen den Mittelland-Kanal veröffentlicht habe und gleichwohl nicht gemahregelt worden sei.

Es widerstrebt uns, mit diesem Demunziantengefindel zu polemisieren. Im Interesse der Sache aber stellen wir fest: Es ist wahr, daß in früheren Jahren Herr v. Jedlitz gelegentlich unserem Blatte die ehrenvolle Aufgabe zu teil werden ließ, seine ebenso unterrichteten wie patriotischen, weitschauenden und klarbewußten politischen Anschauungen der weiteren Öffentlichkeit zu übermitteln. Zu unserem Bedauern hat dieses Verhältnis vor geraumer Zeit bereits endigen müssen, aus dem einfachen Grunde, weil die Amts-geschäfte dem verehrten Herrn keine Ruhe zu schriftstellerischer Betätigung ließen. Namentlich seitdem Herr v. Jedlitz mit dem arbeitsreichen und verantwortungsvollen Posten der Seehandlung betraut worden ist, war keine Rede mehr davon, daß er uns seine nicht hoch genug zu schätzende Mitarbeit zu teil werden lassen konnte. Allen unseren diesbezüglichen Bitten begegnete er mit dem Hinweis auf sein Amt.

Eine geradezu kindische Lüge aber ist es, zu behaupten, daß Herr v. Jedlitz irgend einen der Kanalartikel geschrieben habe. Der Führer der freikonservativen Partei ist belanntlich der festen Ueberzeugung, daß der Kanal dem Vaterlande nicht zum Segen gereicht, während sein direkter Vorgesetzter und Freund Herr v. Miquel der entgegengesetzten Meinung ist. Schon deshalb wäre es für einen preussischen Beamten undenkbar, in der behaupteten Weise publizistisch zu agitieren.

Man höre doch endlich auf, nach dem Verfasser der in der „Post“ veröffentlichten Artikel zu spionieren, und prüfe sie lieber auf ihren großen sachlichen Wert. Wir sind ein durchaus unabhängiges Organ, und die liberale Demunziantenlüge, daß Herr v. Jedlitz unser geistiger Leiter sei, ist ebenso insam und lächerlich wie die verwandte Behauptung des Berliner socialdemokratischen Diebs- und Hesslerorgans, daß wir im Solde des Freiherrn v. Stumm ständen.

Socialdemokratische Goldschreiber.

Der größte Krebsgeschaden unserer Verhältnisse ist die unbehinderte Zügellosigkeit der socialdemokratischen Presse. Man braucht sich nur zu überlegen, was die Elemente sind, die diese Presse beherrschen und aus welchen Motiven sie ihr Gewerbe treiben, um einzusehen, daß unbedingt gegen diesen gemeingefährlichen Unfug eingeschritten werden muß. Eine anonyme Gesellschaft ohne Talent und Meinung, dafür mit zweifelhafter Vergangenheit, ehemalige Arbeiter, die zu faul zu ehrlicher Arbeit sind, verbummelte Studenten, die in der anständigen und gebildeten Gesellschaft kein Unterkommen finden konnten — das sind die Leute, die gegen glänzende Bezahlung, Tag für Tag aus den socialdemokratischen Redaktionen ihr Gift unter die behörten Massen spritzen, die blind genug sind, mit ihren sauer verdienten Groschen jenen nichtsnutzigen Abhub der Menschheit zu mästen. Die Schamlosigkeit, mit der diese Ruben alles uns Heilige begeifern — griffen sie doch neulich sogar den preussischen Finanzminister und den Präsidenten der Seehandlung mit ihren Schmutzbomben an! — wird nur durch die Charakterlosigkeit übertraffen, mit der sie, wenn sie einmal an die Parteitrippe gelangt sind, an ihren fetten Posten kleben. Zudem sie vor den einflussreichen Führern feige kriechen und ohne eigene Gesinnung nachplappern, was jene verlangen, gelingt es ihnen, sich instellungen zu bespaunen, zu denen sie weder Fähigkeit noch Wissen noch Charakter mitbringen. Unter den besseren, klügeren und anständigeren Parteiliedern hat man längst dieselbe Auffassung und spricht mit Enttäufung von den aus Arbeitergroschen ein Schlaraffenleben führenden Redacturen.

In dem widerlichen und für das Vaterland bedrohlichen Treiben dieser socialdemokratischen Zeitungsschreiber — Schmierfinken, wie sie ein unvergeßlicher Kriegsmilitär einst nannte — liegt eine Entwürdigung des ganzen Berufs. Niemals wird ein anständiger Politiker für Geld in Zeitungen schreiben. Er betrachtet es vielmehr

als eine ideale Aufgabe, uneigennützig ohne Entschädigung zur Nation zu sprechen. Die konservative Presse und Partei kennt genug von diesen idealen Publizisten, die, wenn sie tagsüber ihres Amtes gewaltet, die Nächte durchwachten, um ihre Anschauungen zu Papier zu bringen — unter Verzicht auf jede materielle Entschädigung.

Nicht die bürgerliche Gesellschaft, wie die Socialdemokratie immer behauptet, ist kapitalistisch verkommen. Die Socialdemokratie, das ist die wirkliche kapitalistische Korruption. Die eigentlichen Ausbeuter der Arbeiter sind die in den socialdemokratischen Redaktionen hausenden Prasser, Ignoranten und Taugenichtse.

Zur inneren Lage.

Nachdem einige Wochen ins Land gegangen seit der Ablehnung der Kanalvorlage durch die große Mehrheit des preussischen Abgeordnetenhauses, zeigt es sich, daß die Kritik, von der gesprochen wurde, nur in der Einbildung der liberalen Streber bestanden hat. Die Gemüter haben sich inzwischen beruhigt, und auch in der Regierung hat man erkannt, daß es ein schwerer Fehler gewesen ist, die rein wirtschaftliche Angelegenheit des Mittelstandkanals zu einer politischen Nachtfrage zuzuspigen. Heute zweifelt niemand mehr daran, daß nichts so sehr geeignet ist, die socialdemokratische Umsturzgefahr zu stärken, als die Schwächung der konservativen Partei. In diesem Sinne ist darum auch der Vizepräsident des preussischen Ministeriums bemüht, die vorhandenen Meinungsverschiedenheiten auszugleichen und die durch einige unüberlegte Maßnahmen veranlaßte Erbitterung der gutgesinnten Kreise im Lande zu beheben. Von einer zuverlässigen Seite, die in der Lage ist, über die Ab- und Ansichten des Herrn Finanzministers gut unterrichtet zu sein, wird uns eine Neuherung mitgeteilt, die durchaus treffend die Sachlage charakterisiert: „Ob der Kanal“, so äußerte sich die betreffende Persönlichkeit, „zehn Jahre später oder früher gebaut wird, ist ganz gleichgültig. Wenn aber die Sammlung aller staatserkhaltenden Elemente nur um einen Tag zu spät kommt, dann ist alles verloren.“

Wir glauben, daß diese Anschauungen auch am maßgebenden Orte ihren Eindruck nicht verfehlt haben, und daß das Vertrauen zu dem Manne nur gewachsen ist, der es durch seine unvergleichliche staatsmännische Kunst verstanden hat — trotz aller nicht zu bezweifelnden Gesinnung für den Kanal — einen Bruch mit den treuesten Stützen für Thron und Altar zu verhüten.

In der vorstehend abgedruckten Entresilet-Sendung waren — wohl aus Versehen — zwei kleine Zettel beige packt, die folgenden Inhalt hatten:

Berlin, 4. September 1899.

Verechliche Administration!

Indem ich Ihnen die Begleichung meines August-Guthabens dankend bestätige, bemerke ich, daß es mir, angesichts der Steigerung aller Lebensmittelpreise, nicht möglich ist, bei Ihren jetzigen Honorarpreisen zu bestehen. Bis zum Jahre 1895 erhielt ich für einen Leitartikel 30 M., für ein Entresilet 15 M. Ich erlaube Sie dringend, zum mindesten diesen alten Tarif wiederherzustellen. Andernfalls würde ich einem Angebot des „Berliner Lokal-Anzeiger“ Folge leisten, der mir — unter Verzicht auf Meinungsäußerungen — für jede Information eine Honorierung zugesagt hat, die mir eine menschenwürdige Existenz gestattet.

Hochachtungsvoll
Fehr. v. Zedlitz-Neuhirsh.

Berlin, 27. September 1899.

Alles verraten! Unter allen Umständen ablenken! Hauptsache, daß nichts nach oben bekannt wird — sonst allgemeiner Kladderadatsch. Ausnahmegesetz gegen socialdemokratische Presse auf Tagesordnung setzen.

Der letzte Zettel trägt keine Unterschrift. —

Joc.

Kleines Feuilleton.

n. Der Kriecher. Das kleine Pfortnerhäuschen war mit einem dichten Qualm erfüllt. Halb schien er aus Steinkohlenrauch, halb aus Tabakrauch zu bestehen. Der kleine eiserne Ofen stieß von Zeit zu Zeit, wenn der Wind zu stark in seine Abzugsrohre drückte, gelbliche Rauchwolken aus, die sich mit den bläulichen Ringen des Tabaks mischten. Die fünf Männer, die auf den beiden Bänken saßen, saugten auch immer mehr Rauch aus ihren Pfeifen, so daß einer kaum noch den andern vor Dunst sehen konnte.

Es war zwischen der Mittagspause und dem Schichtwechsel am späten Nachmittag. Der Verlecher von und zur Grube hatte nachgelassen. Nur selten fuhr ein Bauernwagen voll Kohlen den abschüssigen Weg hinaus, die höheren Beamten hielten Mittagsruhe, und die Arbeiter durften ihre Maschinen und Förderwerke nicht verlassen. So brauchte der Pfortner nur das kleine Fenster ein paar mal zu öffnen, um die Zettel der hinausfahrenden Kutscher zu kontrollieren. Der Hauch frischer Luft, der dann hereinwehte, war bald wieder mit Qualm durchsetzt.

Wenn auch die Männer einander nur undeutlich sehen konnten, sie gaben um so deutlicher durch laute, heftige Reden ihre Gegenwart einander kund. Schon mehrmals waren die Stimmen so an-

geschwollen, daß der hagere, knöchige Pfortner noch lebhafter als sonst seine Arme und seinen Kopf bewegte und Ruhe gebot. An den versprengten blauen Punkten in seinem dünnen, großhäugigen Gesicht war zu erkennen, daß er früher Bergmann gewesen war und in der heißen Luft der unterirdischen Gänge gearbeitet hatte. Am häufigsten mußte er einen rundköpfigen Mann zur Stille mahnen, der ihn dann aus seinen kleinen, durch eine breite und flache Nase getrennten Augen gekränkt ansah und schwieg. Erst wenn der Mann der rundumgehenden Schnapsflasche mehrere Schlucke entnommen hatte, sprach er wieder.

Es war ihm ganz gleich, ob er dann eine Erzählung der andern Bergleute, die erst zur Nachtschicht einzufahren brauchten, unterbrach, oder auf eine Frage falsch antwortete — er ließ sich nicht abbringen von seinen Gedanken.

„Wie ich damals . . .“, war der Satz, den er stets wiederholte. „Aber so laß doch den Dudeski erst ansprechen!“ schrie ihn der Pfortner an, dessen Beschäftigung nur im Beobachten und Ordnen zu bestehen schien, was er auch auf sein außerdienstliches Leben übertragen hatte.

„Wie ich damals . . .“, wiederholte der Zurechtgewiesene aber bald.

„Wolska, jetzt bist Du dran!“ ermahnte ihn der Pfortner, indem er mit der flachen Hand auf seinen Schenkel schlug.

Wolska, der zweite Marktwärter der Grube, sah ihn dann wieder mit seinen kleinen Augen gekränkt an und wiederholte, nach einem kräftigen Schluck, seine Rede.

Endlich war er an der Reihe.

„Wie ich damals zum Herrn Direktor kam . . . ich kam sich damals gerade vom Militär . . . sag‘ ich zu ihm: Herr Direktor, sag‘ ich, kann ich bekommen eine Stellung, eine kleine? Kann ich nicht viel, aber bin ich nüchtern und treu, Herr Direktor! sag‘ ich. Ah, sagt Herr Direktor da, solche Leute können wir gebrauchen immer. Will ich Sie behalten hier in der Verwaltung, Wolska, wenn Sie wollen, Wolska. — Ja, so jagte der Herr Direktor zu mir, dem Josef Wolska! — Wenn Sie wollen! — Sag‘ ich zum Herrn Direktor: Herr Direktor! Sie werden verzeihen, wenn ich nicht will; will ich lieber auf die Grube, fühl ich mich doch hier nicht sicher genug mit meinem Deutsch. Sagt der Herr Direktor: O, kann sich der Herr Wolska genug deutsch, kann sich sein Deutsch! Aber, wenn sich Sie nicht wollen, können Sie auch gehen auf die Grube; wir brauchen auch Leute mit gutem Deutsch auf der Grube. — Ja, so bin ich geworden Marktwärter! Ja! Und wenn Ihr könnt so sein deutsch wie Josef Wolska, dann braucht Ihr sich auch nicht mehr klettern in die Grube, dann Ihr kriegt auch solche seine Stelle! Ihr . . . Ihr . . . das sagt sich Euch Wolska!“ schloß er erregt.

Die anderen fuhren heftig auf: „Du willst deutsch können? Rangeschmeichelt hast Du Dich! Wir wissen ja, daß Dein Onkel Diener beim Direktor war. . . Du kannst ja nicht einen Satz in richtigem Deutsch von Dir geben!“

„Was kann ich nicht? Ich kann nicht sprechen deutsch? Ich, Wolska!“ schrie er sie an, mit starren Augen auf ihre vom Qualm verhäulten Gesichter blickend, und beugte sich vor. Sie antworteten ihm ebenso laut. Er fragte, ehe sie ausgesprochen hatten: „Ich kann nicht sprechen deutsch?“ So ging das in wirrem Lärm durcheinander.

Der Pfortner hatte Mühe, sie zu überschreien. Als er endlich die Ruhe wiederhergestellt hatte, sagte Wolska: „Ich kann sich noch deutsch, wenn ich schon bin besoffen. Aber Ihr? . . . Ihr werdet sich nie höher kommen.“ Und dann trant er, mit vor Stummer verzogenem Gesicht, den Rest des Schnapses. Als er frischen holen lassen wollte, widersprachen ihm die andern. Da zog er aus seiner Brusttasche eine zweite Flasche. Die andern wollten nicht mehr trinken. So trant er allein. Und als er dann auf der Bank schwankte, fing er an zu schluchzen: „Ich kann . . . sich . . . nicht deutsch? . . . Fein kann ich . . . den—deutsch!“ Die Thränen liefen ihm über die Waden.

Er weinte, daß sie alle das Geheimnis seiner Anstellung — die Fürsprache des Dieners — kannten. — —

Musik.

o. Das Instrumenten-Museum zu Kopenhagen, das unter dem Titel „Musikhistorisk Samling“ zu Beginn des vorigen Jahres begründet wurde, ist seitdem ansehnlich gewachsen und zählt zur Zeit etwa 700—800 Instrumente. Einen besonderen Anziehungspunkt bildet, nach einem Bericht des „Deutschen Instrumentenbaus“, eine schöne und gut erhaltene Sammlung nordischer Volksinstrumente, finnische „Kantele“, schwedische „Nyckelharpe“ (Schlüsselriedel) und „Traskofiol“, norwegische „Langleik“, „Folj-Luren“ und „Hardanger-Lelen“, isländische „Langspil“ (Streich-Instrumente), dänische „Humle“, „Psalmodikon“ aus Schonen etc. Bemerkenswerte Seltenheiten sind: eine schöne Bohette vom Jahre 1520, ein italienisches Cembalo (Bergamo 1502) mit 2 Registern, verschiedene Lauten-Instrumente und Holzblas-Instrumente aus dem 17. und 18. Jahrhundert, eine Sammlung von Biolo da gamba in allen Größen (Distant, Alt, Tenor, Bass). Es wird vor allem darauf geachtet, daß ein jedes Instrument, soweit es möglich ist, sich in spielbarem Zustande befindet. —

Kunst.

— Der italienische Maler Giovanni Segantini ist, wie aus Samaden im Ober-Engadin gemeldet wird, gestorben. Eine

schwere Erkrankung hat den erst 41 jährigen Künstler mitten in der Arbeit an einem großen Alpenpanorama, das eine Sehenswürdigkeit der Pariser Weltausstellung werden sollte, hinweggerafft. Die italienische Kunst hat in ihm ihren bedeutendsten Maler, den einzigen, der ernsthaft mitzählte, verloren. Von armen Eltern in Arco war er geboren; nachdem er viel in der Welt herumgeschlagen worden, hatte er durch seine Zeichnungen die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt und wurde an die Mailänder Kunstschule gebracht. Er hat dann sein Leben lang einsam in den Graubündener Bergen gelebt, in unermüdlichem Ringen um seine Kunst. Die gewaltige Natur der Alpen und das einfache Leben der Bauern gaben ihm die Motive. Das Gebirgsland ist durch ihn erst der Malerei erschlossen worden; denn ihm allein ist es bisher gelungen, den grandiosen Eindruck der Alpenscenerie im Bilde zu gestalten. Kalt und scharf weht die Luft auf den weiten Hochebenen, und im Hintergrunde lagern die Schnee- und eisbedeckten zackigen Bergketten. Segantini hatte sich eine eigene Technik gebildet, diese Motive traufvoll zu gestalten. Er zerlegte die Farben in ihre Componenten und trug die einzelnen Töne mit dem Spachtel nebeneinander auf, die so ihre ungebrochene Leuchtstärke bewahrten. Schwer und ernst ist die Darstellung auch in den Szenen, die sich in dieser Natur abspielen. Es sind die schlichtesten Formen, in denen sich das Leben dieser Bauern vollzieht: ihre harte Arbeit, ihr einfaches Liebesleben, ihre Sorgen und Mühen und ihr Kummer, wenn die Schläge des Schicksals sie treffen. Die Berliner Nationalgalerie besitzt ein Bild Segantinis, in dem gerade ein Motiv der letzten Art in ergreifender Weise gestaltet ist. —

Archäologisches.

k. Altägyptische Kunstprodukte hat Prof. Händers Petrie bei seinen letzten Ausgrabungen in Diospolis in großer Zahl zu Tage gefördert. Die interessante Sammlung wurde unlängst im University College in London von Professor Petrie angestellt. Sie enthält neben einer großen Anzahl von Keften, Dolchen und anderen Waffen sehr schöne und anmutig geformte Steinwaffen, deren Material manchmal weich war wie Kalkstein, manchmal hart wie Diorit und Porphyr. Andere interessante Produkte aus dem prähistorischen Aegypten waren die Malereien, die von F. W. Green an den Wänden eines prähistorischen Grabes in Hieropolis gefunden wurden und seltsame Figuren aus Thon, Elfenbein und Holz, darunter auch eine Puppe mit erfenbarer Perücke. Die Töpferwaren, Thonfiguren und Steinwaren gehören in die 6. bis 10. Dynastie. Ein schöner Halskneid von Granat, Amethysten und blassem Karneol mit goldenen Amuletten, sowie ein kleiner Fisch in Gold und Türkisen wurde in den Gräbern der 11. und 12. Dynastie gefunden. Späteren Datums ist ein Dolch mit Elfenbeingriff und Silberfasetten geschnitten und mit einer Bronzeringe, die den Namen des Königs Snaenra — 2000 v. Chr. — trägt. —

Geographisches.

— Das interessanteste Ergebnis der jüngst von Ostgrönland heingelehrten Nathorfschen Expedition bildet die Entdeckung des König Oslar-Fjords, eines Fjordsystems, das mit dem Kaiser Franz Josef-Fjord zusammenhängt. Der „Wost. Ptg.“ wird darüber geschrieben: Als die Expedition den ersten Teil ihrer Aufgabe, Nachforschungen nach Andree auszuführen, erfüllt hatte, steuerte sie in den Kaiser Franz Josef-Fjord, der vor fast 30 Jahren von der zweiten deutschen Nordpol-Expedition entdeckt und seitdem nicht wieder besucht worden war. Von den Naturverhältnissen und der reichen Tier- und Pflanzenwelt dieses Fjords hat Payer eine lebhafteste Schilderung gegeben, und die Nathorfsche Expedition dämpfte daher mit gespannter Erwartung in den Fjord. Die „Germania“, das Schiff der deutschen Expedition, war bis zur Payer-Spitze gekommen, die an der Südseite des Fjords liegt, da sich aber der Dampfessel in schlechtestem Zustand befand, kehrte das Schiff um, ohne das Ende des Fjords erreicht zu haben. Von der Payer-Spitze machte Payer eine Kartenkizze über den inneren Teil des Fjords, der seiner Schätzung nach bis zum 30. Grad westlicher Länge ins Land drang und an dessen Ende sich die Petermann-Spitze befindet, die auf 3480 Meter Höhe geschätzt wurde. Die hohen Berge, die den Fjord begrenzen, wüsten durch ihre bunten Farben, Rot, Braun, Graugrün, Grau usw. sehr eigenartig und das Wasser war, als die Nathorfsche Expedition in den Fjord fuhr, mit einer Unmenge von Eisbergen, die sich durch Farbenpracht und phantastische Formen auszeichneten, bedeckt. Die Zahl in einem solchen mit Eisbergen gefüllten Wasser ist unsofern nicht ungefährlich, als größere Eisberge durch Kernen einen gewaltigen Wellengang hervorbringen. Einige der Eisberge, die im Franz Josef-Fjord angetroffen wurden, überragten noch die Mastspitzen des Nathorfschen Schiffes „Antarctic“, eines Dreimasters. Als der „Antarctic“ hinter der Payer-Spitze war, befand er sich in reinem Fichtwasser, wo noch nie ein Schiff gewesen war. Der Fjord erweiterte sich aber nach innen zu nicht, wie auf der deutschen Karte angegeben, sondern er wurde enger, und die Fahrt gieng an fast senkrechten, 4—6000 Fuß hohen Felswänden vorbei, von denen stellenweise Wasserfälle herabstürzten. Auf dem Ufer der Südseite wuchs ellenhohes Gras, und die Zwergbirne und die arktische Weide zeigten sich hier buschartig. Die Nathorfsche Expedition fuhr dann zum Endpunkt der „Germania“ zurück und steuerte südwärts, und man glaubte, die Nacht, die sich hier befand und

die man auf den Karten angegeben findet, würde als Fjordarm endigen, aber schließlich merkte man, daß man in einem Sund war. Das Wasser wurde immer breiter, und schließlich befand sich die Expedition, als sie eine Insel, die nach Nathorfs Tochter „Nuth-Insel“ getauft wurde, passirt hatte, vor einer mächtigen Wasserflache, die nie zuvor ein Europäer gesehen hatte. Dieses Fichtwasser wurde im Süden von hohen, zackigen Bergen mit Gletschern begrenzt. In östlicher Richtung lief ein Fichtarm, der, wie sich später herausstellte, ins Meer mündete. Ein anderer Arm, von hohen Bergen umgeben, erstreckt sich westlich von der Nuth-Insel weit gegen Westen. Zuerst wurde der östliche Arm untersucht, und man entdeckte dabei einen neuen Fjordarm, der, südlich vom östlichen Arm liegend, gleichfalls ins Meer mündete. Ebenso fand man später, daß auch der große Fjord im Westen eine Menge Verzweigungen hatte, die alle untersucht wurden. Im ganzen brauchte die Expedition zehn Tage, um alle Ufer und Arme dieses neuen großen Fjordgebietes, des König Oslar-Fjords, zu bereisen. Besonders großartig ist der Westfjord, dessen östliche Seite eine zackige Gebirgswand von rotem und grauem Sandstein und Schiefer darstellt. In den neu entdeckten Gebieten wurde eine alte Eskimohütte angetroffen, in der man eine Reihe ethnographisch-interessanter Gegenstände fand. Ferner gelang es, einen lebenden Halsbandlemming zu fangen. Welche großen Veränderungen die Karte südlich von Kaiser Franz Josef-Fjord erhalten wird, läßt sich daraus ungefähr ersehen, daß der auf den jetzigen Karten verzeichnete Davis-Sund, südlich von der Mündung des Franz Josef-Fjords, einen Ausläufer des neuen Fjordgebietes bildet. —

Humoristisches.

— **Einleuchtend.** (Im Theater einer kleinen Stadt sind sämtliche anwesende Honoratioren zu Thränen gerührt bei der entsetzlich schlecht gespielten Scene, in welcher „Maria Stuart“ Abschied nimmt; nur ein Herr ist fast zur Heiterkeit gestimmt.)
 Einheimische: „Wie?! Sie sind nicht gerührt?“
 Fremder: „Sie werden gütigst entschuldigen — ich bin nicht aus hiesiger Gegend!“ —

— **Gerechtes Mißtrauen.** „Da schau' her, Alte, jetzt giebt's gar schon flüßige Lust!“
 „Na ja, das ist halt wieder was für Euch Männer; jetzt werdet Ihr die Lust saufen statt einatmen!“ —

— **In der Kinderstube.** Onkel: „... Also Ihr spielt „Menschenfresser“; thust Du denn nicht mit, Hans?“
 Hans: „O ja, aber ich bin schon gefressen worden!“ —
 („Flieg. W.“)

Notizen.

— Gerhart Hauptmanns „Friedensfest“ bereitet das Deutsche Theater als nächste Novität vor. Bisher ist es an keiner öffentlichen Bühne in Berlin zur Aufführung gekommen. —

— Ludwig Fuldas neuestes Bühnenwerk „Schlaraffenland“, das demnächst am Berliner Schauspielhaus zur Aufführung gelangt, ist auch von dem Wiener Burgtheater und von dem Hoftheater in München zur Aufführung angenommen worden. —

— Der Kapellmeister Josef Sacher ist aus dem Verbaude des Berliner Opernhouses ausgeschieden; er hat dem Institut seit Ende der achtziger Jahre angehört. —

— Die erste Vorstellung der italienischen Oper im Neuen Operntheater findet am Montag statt. In derselben wird Signora Darclée als Traviata debütieren; am Dienstag wird diese Vorstellung wiederholt, während am Mittwoch Bellinis „Nachtwandlerin („La Sonnambula“) in Scene geht; in dieser Oper tritt die Koloraturfängerin Signora Vernez zum erstenmale auf. —

— Die „Gesellschaft für Kunst und Wissenschaft“ wird in kurzem einen Liliencron-Abend veranstalten, bei dem der Dichter selbst zum erstenmal in Berlin vorlesen wird. —

— Die Freie Volksbühne in Hamburg veranstaltet heute eine Aufführung der in unserm Blatte unlängst besprochenen Tragödie „Andreas Bockholdt“ von Wilhelm v. Polenz. —

— August Bungerts „Kirke“ hatte im Hamburger Stadt-Theater einen großen Erfolg. —

— Die meteorologische Station auf der Schneetoppe, die im Laufe des Sommers mit einem Kostenanwand von 44 000 Mark errichtet wurde, ist jetzt fertiggestellt. —

— Von den 8000 deutschen Lustkellern, die sich zur Pariser Weltausstellung angemeldet haben, ist schon jetzt ein Kapital von 20 Millionen Franks aufgewandt worden. —

— Gegen 110 000 Lokomotiven sind gegenwärtig auf der ganzen Erde in Dienst. —